

Über die Autorin:

Helen Simonson ist in East Sussex/England geboren und aufgewachsen. Nach dem Abschluss an der London School of Economics hat sie lange in der Werbung gearbeitet. »Mrs. Alis unpassende Leidenschaft« ist ihr erster Roman, den sie in den wenigen Stunden, die ihr als Hausfrau und Mutter blieben, schrieb. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern in Washington, D.C.

Helen Simonson
MRS. ALIS UNPASSENDE
LEIDENSCHAFT

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Michaela Grabinger

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
»Major Pettigrew's Last Stand« bei Random House, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Dezember 2013
Knaur Taschenbuch

© 2010 Helen Simonson

Für die deutschsprachige Ausgabe: © 2012 Droemer Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München, nach der
amerikanischen Originalausgabe von Lynn Buckley
Umschlagabbildung: Mary Evans Picture Library / J. Grenard /
Cover des *Life*-Magazins 27. März 1924
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-50708-7

Für John, Ian und Jamie

ERSTES KAPITEL

Major Pettigrew war noch ganz aufgewühlt von dem Anruf seiner Schwägerin und öffnete, nachdem es geklingelt hatte, gedankenverloren die Tür. Auf den feuchten Wegplatten stand Mrs. Ali aus dem Dorfladen. Sie zuckte kaum merklich zusammen, zog nur kurz eine Augenbraue hoch. Schlagartig erröteten die Wangen des Majors vor Verlegenheit, und in einer hilflosen Geste glättete er mit Händen, die sich wie Schaufeln anfühlten, die knopflose Leiste seines purpurfarbenen, clematisgeblühten Hausmantels.

»Ah«, sagte er.

»Major?«

»Mrs. Ali?« Es entstand eine Pause, die sich langsam ausdehnte wie das Universum, das, wie er vor kurzem gelesen hatte, mit zunehmendem Alter größer wurde. Von einer Art »Vergreisung« war in der Sonntagszeitung die Rede gewesen. »Ich sammle das Geld für die Zeitung ein. Der Zeitungsjunge ist krank«, sagte Mrs. Ali. Sie reckte ihren zierlichen Körper und verlieh ihrer Stimme einen energischen Klang, der ganz anders war als der leise, akzentuierte, runde Ton, in dem sie mit ihm über die Beschaffenheit und den Duft der Teemischungen zu sprechen pflegte, die sie speziell für ihn herstellte.

»Ach ja, natürlich, entschuldigen Sie bitte!« Er hatte vergessen, das Geld für diese Woche in einem Umschlag unter die Matte draußen vor der Tür zu legen. Er begann, nach seinen Hosentaschen zu tasten, die sich irgendwo unter den Clematisblüten befanden. Seine Augen tränkten. An die Taschen kam er nur heran, indem er den Saum des Morgenmantels schürzte. »Entschuldigen Sie bitte«, sagte er noch einmal.

»Kein Problem.« Mrs. Ali trat einen Schritt zurück. »Sie können es später im Laden vorbeibringen – irgendwann, wenn es besser passt.« Als sie sich bereits zum Gehen gewandt hatte, überkam den Major das dringende Bedürfnis, alles zu erklären.

»Mein Bruder ist nämlich gestorben«, sagte er. Mrs. Ali drehte sich um. »Mein Bruder ist gestorben«, wiederholte er. »Heute Morgen habe ich es am Telefon erfahren. Ich hatte noch keine Zeit.« In der hohen Eibe vor der westlichen Außenwand des Cottages hatte unter rosarot gefärbtem Himmel noch der frühmorgendliche Chor gezwitschert, als das Telefon klingelte. Jetzt wurde dem Major, der zeitig aufgestanden war, um seinen wöchentlichen Hausputz zu absolvieren, bewusst, dass er seitdem wie gelähmt dagesessen hatte. Unbeholfen deutete er auf seine sonderbare Aufmachung und fuhr sich mit einer Hand übers Gesicht. Plötzlich gaben seine Knie nach, er spürte das Blut aus dem Kopf sacken und stieß mit der Schulter gegen den Türpfosten, aber da war Mrs. Ali schon bei ihm und fing ihn auf.

»Ich glaube, ich bringe Sie besser hinein, damit Sie sich setzen können«, sagte sie leise und klang dabei besorgt. »Wenn es recht ist, hole ich ein Glas Wasser.« Da der Major in Armen und Beinen kaum mehr ein Gefühl hatte, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich zu fügen. Mrs. Ali geleitete ihn über den unebenen Steinboden des schmalen Flurs und drückte ihn in den Ohrensessel gleich neben der Tür des hellen, ringsum mit Büchern bestückten Wohnzimmers. Genau diesen Sessel mochte er am allerwenigsten – die Polsterung war klumpig, und sein Hinterkopf kam genau an einem harten Querholz zu lehnen –, aber an Einwände war in diesem Zustand nicht zu denken.

»Es stand auf dem Abtropfgitter«, sagte Mrs. Ali und hielt ihm das weite Glas hin, in das er sein herausnehmbares Teilgebiss über Nacht zu legen pflegte. Von dem leichten Minz-

geschmack wurde ihm übel. »Geht es schon ein bisschen besser?«

»Ja, viel besser.« In seinen Augen standen Tränen. »Sehr freundlich von Ihnen ...«

»Soll ich Ihnen einen Tee machen?« Ihr Angebot gab ihm das Gefühl, schwach und bedauernswert zu sein.

»Ja bitte.« Sie sollte nur endlich aus dem Zimmer gehen, damit er wenigstens einen Anschein von Lebenskraft zurückgewinnen und den Hausmantel loswerden konnte.

Merkwürdig, dachte er, wieder einmal zu hören, wie eine Frau in der Küche mit Teetassen klappert. Nancy, seine Ehefrau, lächelte auf dem Foto vom Kaminsims herab. Ihr gewelltes braunes Haar war zerzaust, die sommersprossige Nase vom Sonnenbrand leicht rosarot gefärbt. Im Mai jenes verregneten Jahres, 1973 musste das gewesen sein, waren sie nach Dorset gefahren, und plötzlich hatte den windigen Nachmittag ein Sonnenstrahl erhellt – nur kurz, aber lang genug, um ein Foto von ihr schießen zu können, als sie wie ein junges Mädchen von der Festungsmauer von Corfe Castle herunterwinkte. Sechs Jahre war sie nun schon tot. Und jetzt war auch Bertie gestorben. Er blieb zurück, von allen allein gelassen, das letzte Familienmitglied seiner Generation. Er schloss die Hände, um das leichte Zittern zu stillen.

Gut, Marjorie war noch da, seine unangenehme Schwägerin, aber die hatte er in Übereinstimmung mit seinen verstorbenen Eltern nie wirklich akzeptiert. Ständig gab sie lautstark ihre undurchdachten Ansichten zum Besten, obendrein mit einem nordenglischen Akzent, der am Trommelfell kratzte wie ein stumpfes Rasiermesser. Hoffentlich war sie jetzt, nach Berties Tod, nicht auf mehr Vertraulichkeit aus. Er würde sie um ein neueres Foto bitten und natürlich um Berties Jagdgewehr. Vater hatte, als er jedem seiner Söhne eine der beiden zusammengehörenden Flinten schenkte, klar und deutlich gesagt, dass sie im Todesfall eines Bruders an den jeweils anderen gegeben werden sollten, um innerhalb der

Familie als Paar weitergereicht zu werden. Das Gewehr des Majors war all die Jahre einsam und allein in der für zwei Flinten angefertigten Kiste aus Walnussholz gelegen; eine Vertiefung in der Samtauskleidung kündete von der Abwesenheit des Gegenstücks. Gemeinsam würden sie jetzt wieder ihren vollen Wert erreichen – um die hunderttausend Pfund, seiner Schätzung nach. Nicht dass er auch nur im Traum daran dachte, sie zu verkaufen. Einen Moment lang hatte er deutlich vor Augen, wie er bei der nächsten Jagd – unten am Fluss vielleicht, bei einer der ständig von Kaninchen geplagten Farmen – auf die Jagdgesellschaft zuzug, die beiden Gewehre lässig über den Arm gekippt.

»Mein Gott, Pettigrew, sind das etwa zwei zusammengehörende Churchills?«, würde einer sagen – vielleicht sogar Lord Dagenham persönlich, falls er an diesem Tag mit von der Partie sein sollte –, und er würde daraufhin einen so beiläufigen Blick auf die beiden Flinten werfen, als hätte er das ganz vergessen, um sie dann mit den Worten »Ja, sie gehören zusammen – ziemlich schönes Walnussholz haben die damals verwendet« zur Betrachtung und Bewunderung freizugeben.

Etwas schepperte gegen den Türpfosten und riss den Major aus seiner angenehmen Ruhepause. Es war Mrs. Ali mit einem schweren Tablett. Sie hatte ihren grünen Wollmantel ausgezogen und das Paisley-Kopftuch um die Schultern ihres schlichten dunkelblauen Kleids geschlungen, zu dem sie eine schmal geschnittene schwarze Hose trug. Dem Major wurde bewusst, dass er Mrs. Ali noch nie ohne ihre große, steif gestärkte Ladenschürze gesehen hatte.

»Warten Sie, ich helfe Ihnen.« Er machte Anstalten, sich zu erheben.

»Nein, nein, das schaffe ich schon«, entgegnete sie und trat an den Schreibtisch neben dem Sessel. Den kleinen Stapel ledergebundener Bücher stupste sie vorsichtig mit einer Ecke des Tablett zur Seite. »Sie müssen sich ausruhen. Sie stehen wahrscheinlich unter Schock.«

»Es kam so unerwartet. Das Telefon klingelte so absurd früh. Es war noch nicht einmal sechs, wissen Sie. Ich glaube, sie waren die ganze Nacht im Krankenhaus.«

»Es kam unerwartet?«

»Herzinfarkt. Ein ziemlich schwerer offenbar.« Er strich sich nachdenklich über den borstigen Schnurrbart. »Merkwürdig, irgendwie geht man ja davon aus, dass Herzinfarktpatienten heutzutage gerettet werden. Im Fernsehen ist es jedenfalls immer so.« Mrs. Ali führte die Tülle der Teekanne etwas zitterig zum Rand der Tasse. Es klirrte, und der Major befürchtete, es könnte ein Stück herausbrechen. Zu spät fiel ihm ein, dass auch Mrs. Alis Mann an einem Herzinfarkt gestorben war, vor achtzehn Monaten oder zwei Jahren etwa. »Entschuldigen Sie bitte, das war sehr unbedacht von mir ...« Sie unterbrach ihn mit einer wohlwollenden Handbewegung und schenkte weiter ein. »Ihr Mann war ein guter Mensch«, fügte der Major hinzu.

Am deutlichsten war ihm die selbstbeherrschte Art des ruhigen, rundlichen Mannes in Erinnerung geblieben. Es war nicht unbedingt alles glattgelaufen, nachdem Mr. Ali den Dorfladen der alten Mrs. Bridge übernommen hatte. Mindestens zweimal hatte der Major gesehen, wie Mr. Ali an einem kühlen Frühlingsmorgen seelenruhig die aufgesprühte Farbe von den neuen Schaufenstern kratzte. Und mehrere Male war Major Pettigrew im Laden gewesen und hatte miterlebt, wie kleine Jungs sich einer Mutprobe stellten, indem sie ihre riesigen Ohren zur Tür hineinsteckten und »Pakis raus!« brüllten. Mr. Ali hatte nur lächelnd den Kopf geschüttelt, während der Major zeterte und stammelnd Entschuldigungen vorbrachte. Irgendwann hatte der Spuk ein Ende gehabt, und mittlerweile schlichen sich dieselben Jungs abends um neun in den Laden, wenn ihren Müttern die Milch ausgegangen war. Selbst die stursten ortsansässigen Arbeiter waren es schließlich leid geworden, sechseinhalb Kilometer durch den Regen zu fahren, nur um ihren Lottoschein in einem »engli-

schen« Laden abzugeben. Die Honoratioren, allen voran die Damen der diversen Gemeindegremien, glichen die Ungezogenheit der niederen Chargen aus, indem sie Mr. und Mrs. Ali auf plakative Weise Respekt zollten. So manche Dame hatte der Major stolz von »unseren lieben pakistanischen Freunden vom Laden« sprechen hören, was Edgecombe St. Mary als einen idyllischen Hort multikultureller Verständigung ausweisen sollte.

Nach Mr. Alis Tod hatten alle mit angemessener Bestürzung reagiert. Der Gemeinderat, in dem der Major Mitglied war, hatte über eine wie auch immer geartete Trauerfeier debattiert und, als die Sache fehlschlug (da sich weder die Gemeindekirche noch der Pub als geeignet erwiesen), einen ziemlich großen Kranz ins Bestattungsinstitut geschickt.

»Schade, dass ich Ihre liebe Frau nie kennenlernen durfte«, sagte Mrs. Ali und reichte ihm eine Tasse.

»Ja, etwa sechs Jahre ist ihr Tod jetzt her. Irgendwie merkwürdig – es erscheint mir wie eine Ewigkeit und gleichzeitig nur wie ein Augenblick.«

»Es ist ein so tiefer Einschnitt im Leben«, sagte sie. Ihre knappe Ausdrucksweise, an der es so vielen seiner Dorfnachbarn mangelte, traf sein Ohr mit dem reinen Klang einer schön gestimmten Glocke. »Manchmal spüre ich meinen Mann so nah bei mir, wie Sie es gerade sind, und manchmal bin ich ganz allein im Universum.«

»Aber Sie haben doch Familie?«

»Ja, die habe ich.« Ihre Stimme bekam einen kühlen Unterton. »Aber das ist nicht dasselbe wie das unauflösliche Band zwischen Mann und Frau.«

»Treffender kann man es nicht sagen.« Sie tranken ihren Tee, und der Major fand es verwunderlich, dass Mrs. Ali sich außerhalb ihres Ladens, in der ungewohnten Umgebung seines Wohnzimmers, als eine so geistreiche Frau entpuppte. »Also, der Hausmantel ...«, begann er zögerlich.

»Der Hausmantel?«

»Das Ding, das ich vorhin anhatte.« Er nickte zu dem Korb mit den *National Geographics* hinüber, in dem der Hausmantel inzwischen lag. »Den trug meine Frau immer so gern beim Putzen, und manchmal, na ja ...«

»Ich habe eine alte Tweedjacke von meinem Mann«, sagte sie leise. »Manchmal ziehe ich sie an und gehe damit im Garten herum. Und manchmal stecke ich mir seine Pfeife in den Mund, um den bitteren Tabakgeschmack zu schmecken.« Sie errötete ein wenig und senkte die dunkelbraunen Augen zu Boden, als hätte sie zu viel preisgegeben. Der Major bemerkte, wie glatt ihre Haut war, und musterte ihre markanten Gesichtszüge.

»Ich habe auch noch einige Kleidungsstücke meiner Frau«, sagte er. »Und ich weiß nicht, ob sie jetzt, nach sechs Jahren, immer noch nach ihrem Parfum riechen oder ob ich es mir nur einbilde.« Er hätte ihr gern erzählt, dass er manchmal den Schrank öffnete und das Gesicht in den Bouclé-Kostümen und weichen Chiffonblusen vergrub. Mrs. Ali hob den Blick zu ihm, und hinter ihren schweren Lidern glaubte er zu erkennen, dass auch sie sich mit derlei absurden Dingen beschäftigte.

»Noch etwas Tee?«, fragte sie und streckte ihm die Hand entgegen, um seine Tasse in Empfang zu nehmen.

Nachdem Mrs. Ali gegangen war – nicht ohne sich dafür entschuldigt zu haben, dass sie sich selbst in sein Haus eingeladen hatte, während er noch einmal sein Bedauern über die Unannehmlichkeiten äußerte, die ihr durch seinen Schwächeanfall entstanden waren –, zog der Major den Hausmantel wieder an und ging in die kleine Spülküche hinter der Küche, um sein Gewehr zu Ende zu reinigen. Er verspürte einen leichten Druck im Kopf und ein Brennen im Rachen. So war er in Wirklichkeit, der dumpfe Schmerz der Trauer – mehr Verdauungsstörung als leidenschaftlicher Gefühlsausbruch. Er hatte etwas Mineralöl in einer kleinen Porzellantasse zum

Erwärmen eine Weile auf dem Stövchen stehen lassen. Nun tauchte er die Finger in das heiße Öl und rieb es gemächlich in den gemaserten Nussbaumschaft ein. Nach einer Weile fühlte sich das Holz unter seinen Fingern wie Seide an. Die Arbeit entspannte ihn, sie linderte den Schmerz und schuf Platz für das zarte Aufblühen eines ganz neuen Interesses.

Mrs. Ali war, so mutmaßte er, eine gebildete, kultivierte Frau. Auch Nancy war so ein außergewöhnlicher Mensch gewesen, hatte ihre Bücher geliebt und Kammerkonzerte in Dorfkirchen besucht. Aber sie hatte ihn alleingelassen, und nun musste er die geistlosen, biedereren Interessen der anderen Frauen aus dem gemeinsamen Bekanntenkreis erdulden – Frauen, die beim Jagdball nur über Pferde und die Tombola sprachen und sich am liebsten darüber ereiferten, welche unzuverlässige junge Mutter aus dem Sozialwohngebiet in dieser Woche nicht zur Spielgruppe im Gemeindezentrum erschienen war. Mrs. Ali war eher wie Nancy. Ein Schmetterling inmitten dieser Taubenschar. Er gestand sich den Wunsch ein, Mrs. Ali ein weiteres Mal außerhalb des Ladens zu sehen, und überlegte, ob das möglicherweise bewies, dass er nicht ganz so verknöchert war, wie seine achtundsechzig Jahre und die Beschränkungen des Dorflebens es vermuten ließen.

Der Gedanke gab ihm so viel Auftrieb, dass er sich der Pflicht, seinen Sohn Roger in London anzurufen, gewachsen fühlte. Er wischte seine Fingerspitzen mit einem weichen gelben Lappen ab und betrachtete konzentriert die unzähligen Chromtasten und LED-Displays des schnurlosen Telefons, das Roger ihm geschenkt hatte. Die Schnellwahl- und die Spracherkennungsfunktion seien für ältere Menschen sehr nützlich, hatte Roger gesagt. Major Pettigrew war sowohl in Bezug auf die einfache Bedienbarkeit des Geräts als auch hinsichtlich der Bezeichnung »alt« für seine Person völlig anderer Ansicht. Es war eine frustrierende Binsenweisheit, dass Kinder, sobald sie das Nest verlassen und sich in ihrem eigenen Heim eingerichtet hatten – in Rogers Fall eine glänzende,

ganz in Schwarz und Messing gehaltene Penthousewohnung in einem Hochhaus, das unweit von Putney die Themse verschandelte –, ihre eigenen Eltern zu bevormunden begannen und deren Tod herbeiwünschten oder sie doch zumindest in einer betreuten Wohneinrichtung wissen wollten. Ein einziges böhmisches Dorf, dachte der Major, doch es gelang ihm, einen immer noch öligen Finger auf die Taste zu drücken, die Roger in großen, kindlich wirkenden Blockbuchstaben mit »1 – Roger Pettigrew, VP, Chelsea Equity Partners« beschriftet hatte. Rogers private Beteiligungsgesellschaft residierte auf zwei Etagen eines hohen, gläsernen Büroturms in den Londoner Docklands. Während es mit metallischem Ticken klingelte, stellte sich der Major seinen Sohn an dessen widerlich sterilem Arbeitsplatz vor, einer Box in einem Großraumbüro mit einer ganzen Batterie von Computerbildschirmen und einem Stapel Akten auf dem Schreibtisch, die nur deshalb nicht in Schubladen lagen, weil ein sehr teurer Architekt es für unnötig gehalten hatte, welche bereitzustellen.

Roger wusste es schon.

»Jemima hat den Telefondienst übernommen. Das Mädchen ist zwar völlig aufgelöst, aber man glaubt es nicht – sie ruft trotzdem jeden, aber auch wirklich jeden an.«

»Das lenkt sie ein bisschen ab«, meinte der Major.

»Wenn du mich fragst, geht es eher darum, sich in der Rolle der verwaisten Tochter zu suhlen«, entgegnete Roger. »Ist zwar ziemlich daneben, aber so waren die ja schon immer.« Seine Stimme klang gedämpft, was den Major zu der Vermutung veranlasste, dass sein Sohn wieder einmal am Schreibtisch aß.

»Das muss doch nun wirklich nicht sein, Roger«, sagte er streng. Sein Sohn wurde allmählich genauso selbstgefällig wie Marjorie und ihre Familie. Die Stadt war heutzutage voll von rücksichtslosen, arroganten jungen Männern, und nur wenig deutete darauf hin, dass Roger, der auf die dreißig zugeht, sich diesem Einfluss je entziehen würde.

»Entschuldige, Dad. Das mit Onkel Bertie tut mir sehr leid.«
Er schwieg einige Sekunden lang. »Ich werde nie vergessen, wie ich damals Windpocken hatte und er mir dieses Modellflugzeug zum Selberbauen brachte. Den ganzen Tag hat er mir geholfen, die winzigen Balsaholzteile zusammenzukleben.«

»Wenn ich mich recht erinnere, zerschellte es tags darauf am Fenster, nachdem wir dich ausdrücklich davor gewarnt hatten, es im Haus fliegen zu lassen.«

»Ja, und dann hast du es als Anzündholz für den Küchenherd benutzt.«

»Es war völlig hinüber. Warum hätte man das Holz verschwenden sollen?« Beide erinnerten sich sehr gut an die Geschichte, die immer wieder bei Familienfeiern erzählt wurde. Manchmal als Witz, so dass alle lachten, manchmal aber auch als warnendes Beispiel für Jemimas aufsässigen Sohn. Heute klang ein vorwurfsvoller Ton mit.

»Kommst du schon am Abend davor?«, fragte der Major.

»Nein, ich fahre mit dem Zug. Aber warte nicht auf mich, Dad, könnte sein, dass ich aufgehalten werde.«

»Aufgehalten?«

»Ich erstickte in Arbeit. Bei uns ist gerade der Teufel los. Zwei Milliarden Dollar, eine komplizierte Übernahme von Unternehmensanleihen, und der Kunde ist nervös. Gib mir Bescheid, wenn der Termin feststeht, dann trage ich es als ›Höchste Priorität‹ in meinen Kalender ein, aber garantieren kann ich für nichts.«

Der Major fragte sich, als was er normalerweise im Terminkalender seines Sohnes vermerkt wurde, und sah sich bereits mit einem kleinen gelben Haftzettel beklebt, dessen Aufschrift »wichtig, aber nicht termingebunden« oder ähnlich lautete.

Das Begräbnis wurde auf Dienstag festgesetzt.

»Der Termin passte den meisten«, erklärte Marjorie bei ihrem zweiten Anruf. »Montags und mittwochs geht Jemima in

ihren Abendkurs, und ich habe am Donnerstagabend ein Bridgeturnier.«

»Ja, es ist sicherlich in Berties Sinn, dass ihr ganz normal weitermacht«, erwiderte der Major, wobei er einen leicht bissigen Unterton aus seiner Stimme heraushörte. Bestimmt war der Begräbnistag auch in Hinblick auf freie Verschönerungstermine festgelegt worden, damit Marjories gelbliche Betonfrisur nur ja frisch gemeißelt und ihre Haut getönt oder gewachst war oder was immer sie tat, um ein wie mit Leder bespanntes Gesicht zu bekommen. »Und Freitag geht nicht?«, fragte er.

Er hatte gerade einen Arzttermin für Dienstag vereinbart. Die Sprechstundenhilfe hatte sich in Anbetracht der Umstände überaus verständnisvoll gezeigt und es sich nicht nehmen lassen, ein Kind mit chronischem Asthma auf Freitag zu verlegen, damit sie das EKG des Majors dazwischenschieben konnte. Der Gedanke, den Termin abzusagen, behagte ihm absolut nicht.

»Da hat der Pfarrer seinen ›Jugendliche in der Krise‹-Abend.«

»Die Jugendlichen sind wahrscheinlich jede Woche in der Krise«, bemerkte der Major in scharfem Ton. »Mein Gott, es geht um ein Begräbnis! Sollen die doch ihre Bedürfnisse ein einziges Mal den Bedürfnissen anderer hintanstellen! Vielleicht lernen sie daraus sogar noch etwas.«

»Der Bestattungsunternehmer meinte, Freitag wäre ein unangemessen festlicher Tag für ein Begräbnis.«

»Ah ...« Die Absurdität der Aussage macht ihn sprachlos; er gab auf. »Dann sehen wir uns also am Dienstag, gegen vier Uhr, ja?«

»Ja. Fährst du bei Roger mit?«

»Nein, er kommt mit dem Zug direkt aus London und nimmt sich dann ein Taxi. Ich fahre selbst.«

»Wird das denn nicht zu viel für dich?«, fragte Marjorie. Sie klang ehrlich besorgt, und den Major durchströmte ein liebevolles Gefühl für sie. Schließlich war sie jetzt auch allein. Er

bedauerte es, so wütend auf sie gewesen zu sein, und versicherte ihr freundlich, dass er durchaus in der Lage war, selbst zu fahren.

»Und hinterher kommst du natürlich noch zu uns. Dann trinken wir was und essen ein paar Häppchen. Nichts Aufwendiges.« Er bemerkte, dass sie ihn nicht fragte, ob er über Nacht bleiben wolle. Er würde im Dunkeln nach Hause fahren müssen. Sein Mitgefühl schnurrte wieder zusammen.

»Und vielleicht willst du ja etwas von Bertie haben. Du musst dir die Sachen einfach mal ansehen.«

»Das ist sehr aufmerksam«, sagte der Major und versuchte, den Eifer zu dämpfen, der seine Stimme schlagartig erhellte.

»Ich hatte ohnehin vor, zu gegebener Zeit mit dir darüber zu sprechen.«

»Selbstverständlich«, sagte Marjorie. »Du musst unbedingt irgendein kleines Andenken mitnehmen, ein Erinnerungstück. Bertie hätte darauf bestanden. Es sind noch ein paar neue Hemden da, die er nie getragen hat ... Na, ich werde mir was einfallen lassen.«

Als er auflegte, spürte er eine tiefe Verzweiflung. Diese Frau war grauenhaft. Er stieß um seines armen Bruders willen einen tiefen Seufzer aus und fragte sich, ob Bertie seine Wahl wohl je bereut hatte. Aber vielleicht hatte er dem Ganzen einfach keine große Aufmerksamkeit geschenkt. Bei solchen Lebensentscheidungen denkt niemand an den Tod, sagte er sich. Denn wenn es anders wäre, wie würden diese Entscheidungen dann ausfallen?

Die Fahrt von Edgecombe St. Mary in die nahe gelegene Küstenstadt Hazelbourne-on-Sea, den Wohnort von Bertie und Marjorie, dauerte nur zwanzig Minuten. Die Stadt, wirtschaftliches Zentrum der halben Grafschaft, war immer voll mit Einkaufsbummlern und Touristen, weshalb der Major sich über den Verkehr auf der Umgehungsstraße, mögliche Schwierigkeiten bei der Parkplatzsuche in den engen Gassen

rings um die Kirche und die für die Entgegennahme der Kondolenzten benötigte Zeit ausgiebig Gedanken gemacht hatte. Spätestens um halb zwei hatte er losfahren wollen. Doch jetzt saß er reglos vor seinem Haus im Auto. Er spürte sein Blut träge wie Lava den Körper durchströmen. Ihm war, als würden seine Eingeweide schmelzen. Seine Finger fühlten sich an, als wären keine Knochen mehr in ihnen. Er schaffte es nicht, das Lenkrad fest zu umfassen. Er holte mehrmals tief Luft und stieß sie heftig aus, um seine Panik zu bekämpfen. Undenkbar, dass er das Begräbnis seines eigenen Bruders verpasste, aber ebenso undenkbar, den Zündschlüssel zu drehen. Einen Augenblick lang kam ihm der Gedanke, dass er jetzt sterben müsse. Schade, dass es nicht schon gestern passiert war. Dann hätten sie ihn zusammen mit Bertie begraben und allen die Mühe ersparen können, zweimal anzureisen. Es klopfte ans Wagenfenster, und als er wie im Traum den Kopf wandte, sah er Mrs. Ali. Sie wirkte sehr besorgt. Er atmete tief durch und schaffte es, den Knopf des elektronischen Fensteröffners zu drücken. Dem Wahn, alles elektronisch zu steuern, hatte er sich nur widerwillig unterworfen. Jetzt war er froh, nicht kurbeln zu müssen.

»Ist alles in Ordnung mit Ihnen, Major?«, fragte Mrs. Ali.

»Ich denke schon. Ich habe nur kurz durchgeatmet. Bin auf dem Weg zum Begräbnis.«

»Ja, ich weiß. Aber Sie sind sehr blass. Können Sie überhaupt fahren?«

»Es bleibt mir wohl nichts anderes übrig, gnädige Frau«, sagte der Major. »Schließlich bin ich der Bruder des Verstorbenen.«

»Vielleicht steigen Sie besser erst mal aus und schnappen frische Luft«, schlug sie vor. »Ich habe hier ein kaltes Ginger Ale, das würde Ihnen bestimmt guttun.« Sie trug einen kleinen Korb, in dem ein hellgrüner Apfel, eine leicht fettige Papiertüte, die wahrscheinlich Kuchen enthielt, sowie eine schlanke grüne Flasche lagen.

»Ja, kurz Luft schnappen«, sagte er und stieg aus dem Wagen. Der Korb entpuppte sich als kleines Carepaket, das Mrs. Ali vor seiner Haustür hatte abstellen wollen, damit er es bei seiner Rückkehr vorfand.

»Ich wusste nicht, ob Sie daran denken würden, dass Sie essen müssen«, erklärte sie, während er das Ginger Ale trank. »Ich habe jedenfalls nach dem Begräbnis meines Mannes vier Tage lang nichts zu mir genommen und bin schließlich wegen Austrocknung im Krankenhaus gelandet.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen«, sagte der Major. Mit dem kühlen Getränk im Bauch ging es ihm besser. Noch immer durchlief seinen Körper ein leichtes Zittern, doch er war viel zu besorgt, um sich dafür zu schämen. Irgendwie musste er es zu Bernies Begräbnis schaffen. Der Bus fuhr nur alle zwei Stunden. Dienstags war der Betrieb zusätzlich eingeschränkt, und der letzte Bus zurück ging um fünf Uhr nachmittags. »Ich kümmere mich mal besser um ein Taxi. Ich weiß nicht, ob ich fahren kann.«

»Nicht nötig«, entgegnete Mrs. Ali. »Ich bringe Sie hin. Ich wollte sowieso gerade nach Hazelbourne fahren.«

»Aber das muss nun wirklich nicht sein ...« Er ließ sich nur ungern von Frauen chauffieren. Er hasste es, wenn sie zaghaft in die Kreuzungen krochen, hasste ihre schwerfällige Handhabung der Gangschaltung ohne jedes Gespür für deren Feinheiten und ihre völlige Gleichgültigkeit gegenüber dem Rückspiegel. An so manchem Nachmittag war er auf den kurvigen Landstraßen einer langsamen Fahrerin hinterhergeschlichen, die ungeniert zur Musik irgendeines Pop-Senders mit dem Kopf wackelte, während die Stofftiere auf der Hutablage ihrerseits im Takt die Köpfe bewegten. »Das kann ich nicht annehmen.«

»Bitte geben Sie mir die Ehre, Ihnen behilflich sein zu dürfen«, sagte sie. »Mein Auto steht vorn an der Straße.«

Sie fuhr wie ein Mann, wechselte kurz vor den Kurven resolut den Gang, trat immer wieder beherzt aufs Gas und steu-

erte den kleinen Honda schwungvoll und genüsslich über die Hügel. Sie hatte ihr Fenster einen Spalt geöffnet, und der Luftstrom kräuselte ihr rosarotes Seidenkopftuch und blies ihr einzelne schwarze Locken ins Gesicht. Energisch strich sie sie zurück, während der Wagen mit aufheulemdem Motor in großem Satz über eine kleine gewölbte Brücke schoss.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte Mrs. Ali.

Der Major wusste nicht recht, was er antworten sollte. Ihre Fahrweise erregte leichte Übelkeit in ihm; aber es war eine aufregende, irgendwie angenehme Übelkeit – so wie sie auch kleine Jungs fühlen, wenn ihnen in der Achterbahn schlecht wird.

»Ich bin nicht mehr so schlapp wie vorhin«, antwortete er.

»Sie fahren ausgezeichnet.«

»Ich fahre gern«, sagte sie und lächelte ihn an. »Nur ich und der Motor. Keiner, der mir sagt, was ich tun soll. Keine Abrechnungen, keine Inventur – nur die Verheißungen der freien Straße und viele unbekannte Ziele.«

»So ist es. Haben Sie schon viele Autoreisen unternommen?«

»Nein«, antwortete sie. »Normalerweise fahre ich alle zwei Wochen in die Stadt und besorge Ware. In der Myrtle Street gibt es mehrere Läden mit indischen Spezialitäten. Ansonsten benutzen wir das Auto vor allem für Lieferfahrten.«

»Sie sollten mal nach Schottland, beispielsweise«, sagte der Major. »Und dann wären da natürlich noch die deutschen Autobahnen. Sollen sehr angenehm zu fahren sein.«

»Sind Sie viel in Europa herumgekommen?«

»Nein. Nancy und ich haben zwar immer geplant, durch Frankreich und sogar bis in die Schweiz zu fahren, aber irgendwie hat es sich nie ergeben.«

»Das sollten Sie unbedingt machen, solange es noch geht«, sagte Mrs. Ali.

»Und Sie?«, fragte der Major. »Wohin würden Sie gerne fahren?«

»Ach, da gäbe es viele Orte. Aber ich habe ja den Laden.«

»Vielleicht kann Ihr Neffe den Laden schon bald allein führen«, sagte der Major.

Mrs. Ali lachte auf, aber es klang alles andere als fröhlich.

»Ja, ja«, sagte sie. »Schon ziemlich bald wird er den Laden führen können, und ich bin dann überflüssig.«

Der Neffe stellte eine relativ neue und nicht sonderlich erfreuliche Ergänzung des Ladenpersonals dar. Er war ein junger, etwa fünfundzwanzigjähriger Mann, ein steif wirkender Mensch mit leicht anmaßendem Blick, der den Eindruck vermittelte, stets auf die nächste Beleidigung gefasst zu sein. Sowohl Mrs. Alis stille, anmutige Nachgiebigkeit als auch die Geduld des verstorbenen Mr. Ali gingen ihm völlig ab. Obwohl der Major es einerseits für sein gutes Recht hielt, fühlte er sich andererseits unwohl dabei, einen Mann nach dem Preis der Tiefkühlerbsen zu fragen, der nur darauf zu warten schien, genau durch diese Frage gekränkt zu werden. Überdies glaubte der Major an dem Neffen eine gewisse unterdrückte Strenge gegenüber dessen Tante zu erkennen, was er ganz und gar nicht gutheißen konnte.

»Wollen Sie sich zur Ruhe setzen?«, fragte er.

»Es ist mir bereits nahegelegt worden«, antwortete Mrs. Ali.

»Die Verwandten meines Mannes leben in Nordengland und hoffen, dass ich mich bereit erkläre, zu ihnen zu ziehen und den mir zustehenden Platz in der Familie einzunehmen.«

»Gewiss entschädigt eine liebevolle Familie dafür, in Nordengland leben zu müssen«, sagte Major Pettigrew, zweifelte dabei aber an seinen eigenen Worten. »Die Rolle als verehrte Großmutter und weibliches Familienoberhaupt wird Ihnen doch bestimmt gefallen?«

»Ich habe keine Kinder, und mein Mann ist tot«, erwiderte sie mit einem scharfen Unterton. »Deshalb wird man mich eher bemitleiden als verehren. Sie erwarten von mir, dass ich meinem Neffen den Laden übergebe, damit er es sich leisten kann, eine gute Ehefrau aus Pakistan herzuholen. Dafür bekomme ich freie Unterkunft und darf die ehrenvolle Aufgabe

übernehmen, mich um mehrere kleine Kinder von anderen Familienmitgliedern zu kümmern.«

Der Major schwieg. Er war entsetzt und wollte nichts mehr davon hören. Genau deshalb unterhielten sich die Leute normalerweise nur über das Wetter. »Aber man kann Sie doch nicht dazu zwingen ...«

»Von Rechts wegen nicht«, sagte Mrs. Ali. »Mein wundervoller Ahmed hat mit der Familientradition gebrochen und dafür gesorgt, dass ich den Laden bekam. Es müssen allerdings noch einige Schulden abbezahlt werden. Andererseits – was sind schon Rechtsgrundsätze gegen die Wucht der Familienmeinung?« Sie bog links ab und zwängte den Wagen in eine kleine Lücke im auf der Küstenstraße dahinbrausenden Verkehr. »Man muss sich schon fragen, ob es den Streit wert ist, wenn man dabei am Ende die eigene Familie verliert und mit der Tradition bricht.«

»Das ist durch und durch unmoralisch«, entgegnete der Major aufgebracht; die Knöchel seiner Hand auf der Armstütze wurden ganz weiß. Genau das war das Problem mit diesen Einwanderern, dachte er. Sie gaben vor, Engländer zu sein, manche waren sogar hier geboren, aber unter der Oberfläche lauerten diese barbarischen Vorstellungen und die Treue zu irgendwelchen fremden Bräuchen.

»Ihr habt Glück«, sagte Mrs. Ali. »Ihr Angelsachsen habt diese Abhängigkeit von der Familie weitgehend abgelegt. Bei euch macht jede Generation, was sie will, und davor habt ihr auch keine Angst.«

»Genau.« Der Major nahm das Kompliment ganz automatisch an, obwohl er keineswegs sicher war, dass Mrs. Ali recht hatte.

Sie setzte ihn wenige Meter vor der Kirche an einer Ecke ab, und er schrieb die Adresse seiner Schwägerin auf ein Stück Papier.

»Ich könnte aber auch mit dem Bus oder sonst irgendwie zu-

rückfahren«, sagte er, doch da beide wussten, dass das nicht möglich war, erhob er keine weiteren Einwände. »Um sechs Uhr müssten wir fertig sein, wenn Ihnen das passt.«

»Ja, natürlich.« Sie ergriff seine Hand und hielt sie kurz. »Ich wünsche Ihnen für heute Nachmittag viel Herzenskraft und die Liebe Ihrer Familie.«

Den Major erfüllte ein warmes Gefühl. Er hoffte, sich dieses Gefühl bewahren zu können, obwohl ihm der schreckliche Anblick von Bertie in einem Nussbaumsarg bevorstand.

Der Trauergottesdienst wies im Großen und Ganzen dieselben tragikomischen Elemente auf, die er von Nancys Begräbnis in Erinnerung hatte. Die presbyterianische, in der Jahrhundertmitte erbaute Kirche war groß und düster. Weder Weihrauch noch Kerzen oder bunte Glasfenster wie in Nancys geliebter anglikanischer Kirche St. Mary's machten die Eintönigkeit der Betonwände erträglicher. Hier gab es keinen alten Glockenturm und keinen bemoosten Kirchhof, der mit ausgleichender Schönheit und den durch alle Zeiten hindurch immer gleichen Namen auf den Grabsteinen ein wenig Seelenfrieden hätte herstellen können. Nur die leise Genugtuung darüber, dass der Gottesdienst so gut besucht war, spendete ein wenig Trost; selbst die beiden Klappstuhlreihen ganz hinten waren besetzt. Berties Sarg stand über einer niedrigen Vertiefung im Boden, die an eine Ablaufrinne erinnerte. Irgendwann vernahm der Major zu seinem Erstaunen ein mechanisch klingendes Geräusch, und plötzlich senkte sich Bertie hinab – nur etwa zehn Zentimeter zwar, aber der Major hätte fast laut aufgeschrien und streckte unwillkürlich den Arm aus. Darauf war er nicht vorbereitet gewesen.

Sowohl Jemima als auch Marjorie hielten eine Rede. Er rechnete damit, innerlich mit Hohn und Spott darauf zu reagieren, insbesondere als Jemima, einen breitkrepfigen schwarzen Strohhut auf dem Kopf, der eher zu einer schicken Hochzeit gepasst hätte, ein zu Ehren ihres Vaters selbst ver-

fasstes Gedicht ankündigte. Das Gedicht war tatsächlich grauenhaft (ihm blieb nur in Erinnerung, dass es darin ganz im Widerspruch zur strengen presbyterianischen Lehre vor Teddybären und Engeln nur so gewimmelt hatte), aber Jemimas ehrliche Traurigkeit machte es zu etwas sehr Bewegendem. Tränennasse Wimperntusche lief über das schmale Gesicht, und zum Schluss musste ihr Mann sie fast vom Rednerpult wegtragen.

Den Major hatte man nicht um eine Ansprache gebeten. Er hatte das als grobes Übergehen seiner Person empfunden und sich in den einsamen, schlaflosen Nächten vor der Beerdigung wieder und wieder ausführliche Kommentare dazu überlegt. Doch nachdem Marjorie kurz und tränenreich Abschied von ihrem Mann genommen hatte und sich zum Major hinüberbeugte, um zu fragen, ob er etwas sagen wolle, lehnte er ab. Zu seiner eigenen Überraschung fühlte er sich wieder schwach, und die Gefühlsaufwallung hatte bewirkt, dass er plötzlich verschwommen sah und seine Stimme verzerrt klang. Er nahm einfach nur Marjories Hände in seine, hielt sie eine Weile und bemühte sich, nicht in Tränen auszubrechen.

Als ihm nach dem Gottesdienst im Vorraum mit den Rauchglasscheiben alle die Hand schüttelten, rührte es ihn sehr, dass einige alte Freunde von Bertie und ihm gekommen waren, die er zum Teil viele Jahre nicht mehr gesehen hatte. Martin James, der mit ihnen in Edgecombe aufgewachsen war, hatte sich von Kent aus mit dem Auto auf den Weg gemacht. Berties alter Nachbar Alan Peters, der sich trotz eines tollen Handicaps nun lieber der Vogelbeobachtung widmete, war vom anderen Ende der Grafschaft gekommen. Am meisten überraschte ihn jedoch die Anwesenheit des Walisers Jones aus Halifax, eines alten Kameraden, den er noch von der Offiziersausbildung her kannte. Bertie und er hatten sich in einem bestimmten Sommer mehrmals getroffen, und seitdem hatte er den beiden Brüdern jedes Jahr eine Weihnachts-

karte geschickt. Der Major ergriff seine Hand und schüttelte in wortloser Dankbarkeit den Kopf. Getrübt wurde die Wiedersehensfreude nur durch Jones' zweite Ehefrau, die weder er selbst noch Bertie je kennengelernt hatten und die herzerreißend in ein riesiges Taschentuch schluchzte.

»Nun hör schon auf, Lizzy«, sagte Jones. »Entschuldige, aber so ist sie nun mal.«

»Tut mir wirklich leid«, wimmerte Lizzy und schneuzte sich.

»Bei Hochzeiten passiert mir das auch immer.« Dem Major machte es nichts aus. Immerhin war sie gekommen. Ganz im Gegensatz zu Roger.